Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 8

Artikel: Venedig, die Stadt der Gegensätze
Autor: Holzer, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751345

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wird sicher in dem Rahmen seiner harmonischen Massengruppierung am besten wirken; im Rahmen, den der auch architektonisch hochbegabte Plastiker — als wirklicher moderner Denkmalkünstler — für die dominierende Freiheitsfigur seines Entwurfes sich ausgedacht hat.

Wir haben die Diskussion über das Nationaldenkmal vor allem auf allgemein architektonischen Boden stellen wollen, um die Frage im Zusammenhang mit verwandten Problemen zu erörtern, die unsere junge künstlerische Baukultur beschäftigen. Hier ist wahrhaft in erster Linie kritisches Sehen notwendig, bevor man sich durch die massive Pose verblüffen läßt. Man mag noch einwenden, alle die Beteiligten hätten doch schon Tüchtiges geleistet. Wir geben es mit Freuden zu, nur erblicken wir darin noch keinen Beweis dafür, daß sie nicht auch weniger Treffliches zustande bringen. Von Kißling sah man nicht nur den „Tell", sondern unlängst eine „Seerose" von gar nicht diskutierbar schlechtem Geschmack. Meister Gull hat u. a. auch, wie wir im Festbuch des Ingenieur- und Architekten-Vereins lesen, die Post in Luzern gebaut, die charakterisiert ist, wenn man sagt, sie passe ausgezeichnet zu ihrer architektonischen Umgebung; und der Vorsitzende des Preisgerichtes ist der Schöpfer jener, in der Versenkung verschwundenen Zürcher Universitätspläne, auf deren künstlerische Unzulänglichkeit wir schon vor fünf Jahren in der „Berner Rundschau" sehr nachdrücklich zu sprechen kamen, bevor irgend eine Kommission ein Wort darüber geäußert hatte.

Venedig, die Stadt der Gegensätze

Das Meer wildbewegt. Alle Passagiere seekrank; nicht nur die Landratten, auch die beiden hohen, unnahbar scheinenden Amerikaner und die drei reizenden Engländerinnen.

Der Schiffsarzt geht trostspendend und eine stark riechende Flüssigkeit auf Zuckerstückchen herumreichend von einem zum andern — und endlich Venedig. Ist es die Ankunft, die Erlösung bedeutet, ist es die Suggestion eines Gedankens, eines Wunsches, der Jahre in uns gelebt, Jahrzehnte, Generationen lang; man glaubt ein Wunder zu schauen, ein leibhaftiges, wundersames Wunder. So fremdartig ist alles, so märchenhaft, so traumumfangen.

Ein merkwürdiger Zusammenklang von Glanz und Pracht und Schönheit, von ehrwürdiger Altertümlichkeit und lächelnder Sinnenfreude, von tiefem Ernst und dunkel unerklärlicher Sinnlichkeit.

Königsbesuch, und der Markusplatz erstrahlt in bengalischer Beleuchtung. Monsterkonzert. Eine dichte Menge wogt auf und nieder, drängt sich und lauscht und schaut. In den Cafés längs des Platzes da und dort das lächelnde Spiel des Flirtes. Blicke, die sich suchen, finden, ineinandertauchen. Lippen, die verschwiegen lächeln, eine Sekunde bloß, den Teil einer Sekunde oft. Ein Interesse, das der Augenblick geboren und das in der nächsten halben Stunde versinkt, mit dem letzten Bogenstrich verklungen. Und das doch schön war. Ein seltsam Gemisch von Mitteilsamkeit und Eitelkeit, einem Gefühl der Sehnsucht, einem Zärtlichkeitsbedürfnis, das sich nicht ausgeben darf. Ein Umschmeicheln mit Blicken. Ein Fünkchen Glück und Schönheit. Eine Versicherung ohne Verbindlichkeit, eine feine Liebkosung, ein leis lächelndes Geständnis. Eine Sternschnuppe am Gefühlshimmel, die aufleuchtet und verschwindet und uns doch reicher gemacht.

Mitternacht. Der Canale grande dunkel geheimnisvoll. Hinter dem Dogenpalast unter lichten schimmernden Wolken der bleiche Mond. Tausend glitzernde Lichter funkeln aus weiten unsichtbaren Höhen. Leise, weiche Musikklänge ziehn vorüber. Schwarze Gondeln wiegen sich im Wasser. Der dunkeläugige Gondoliere hat die Ruder eingezogen, läßt das Fahrzeug von den Wellen treiben und träumt. Stille ringsumher. Kein Windhauch fächelt die Luft. Kein störender Laut. Nur tief unten als seltsame Begleitung das leise, leise Singen der Wellen. Die Herzen der Pärchen, die zu zweit hinausgesegelt und die dicht beisammen sitzen, schlagen ineinander und sprechen eine eigene, merkwürdige Sprache. Nachtzauber. Sternengefunkel. Mondenschein. Musikklänge. Das Wiegen der Gondeln, das Plätschern des dunkel silbernen Wassers und unendlich viel latente Liebe in der Luft.

Und die Klaviatur der Seele Einsamer tönt und zittert. Tränen und Glück, Freude und Weh, Träume und Wünsche ziehen vorüber, und in den Saiten des Herzens klingt ganz leise ein süßes, banges Lied, das zur Leidenschaft anschwillt, das Lied der ewig ungestillten Sehnsucht.

Frühmorgens. In den Gassen leer und still. In einer Ecke der Markuskirche sitzt ein Pater, das aufgeschlagene Gebetbuch auf der Bank, murmelt er

Gebete. Seine Stirn ist tiefgefurcht, sein Hals eingefallen, die bleichen Wangen hohl, und in den tiefliegenden Augen funkelt fieberhaft ein dunkles Feuer. Ist er jung, ist er alt, ich weiß es nicht, es ist auch einerlei. Das Leben draußen flutet vorbei, er merkt es kaum — er betet . . .

In einem dunklen Seitengang ein Marienbild. Eine schlanke Gestalt, die sich in langwallende Gewänder auflöst, deren Schleppe sich hinter dem Rahmen fortzuschlängeln scheint. Dunkel ist alles. Die Nische. Der Hintergrund. Die Farben. Der Strahlenkranz um die Stirne verblaßt, das kleine Kind in ihrem Arm, bleich und müde. Und doch wohnt ein wundersam feierlicher Friede in diesem Bilde. Mater Consolationis steht mit undeutlichen Buchstaben darunter. Die Mutter, die geduldig all unser Leid mitanhört, unsere Tränen, unsere Unruhe und die milde lächelt, mitleidig und gütig, verstehend und liebkosend, bis unser Leid sich auflöst in stille Wehmut, in warme Ergebenheit.

Mater Consolationis. Trostbedürftig, trostsuchend sind wir alle, alle. Enttäuschungen und Schmerzen, unerfüllte Wünsche, ungestilltes Sehnen, zerschellte Hoffnungen, weinend verlorene Träume wohnen in jedes Menschen Brust, und Tausende sind seit vielen hundert Jahren vor diesem Bild gestanden in Ehrfurcht und Demut, in starrer Gleichgültigkeit, in wildem Trotz vielleicht, aber von diesem Bilde der Harmonie, der Ruhe, der Güte geht ein warmer Strom aus, der uns leise, leise entführt ins Reich des Friedens.

* * *

Vor den glänzenden Auslagen am Markusplatz staut sich die Menge. Elegante Damen in lichten Kostümen, in langen hellen Jacken aus Brüsseler Spitzen. Schmiegsame Gestalten, groß, voll, schlank. Große Hüte mit wallenden Federn auf dem Kunstgebäude heller oder dunkler Locken. Glitzernde Steine als Nadeln oder Broschen, goldene Schirmknöpfe und Augen, die von Lebenslust und Lebensfreude sprühen. Die der Lebens h u n g e r die Lebens k u n st gelehrt. Herren in Sommeranzügen allerneuester Fasson. Weichen Panamahüten, lichten Westen, bunten Hemden. Die fein abgetönte Krawatte, aus deren Mitte eine lichte, tiefgründige Perle leuchtet, schlingt sich um den hohen, weißen Kragen. Ihr Lächeln ist maliziös, bewußt. Sie kennen alle Wege, alle Schliche, den Anfang und das Ende, sie kennen das Leben und verachten es, und trotzdem, ja, ja trotzdem, was böte es Schöneres . . .

Ferienreisende gehen vorüber, kleine Leute, den Bädeker krampfhaft in

der Hand, den litaneisingenden Hotelführer zur Seite. Sie sehen nur die gebuchten Sehenswürdigkeiten, die Kirchen und Häuserfassaden, die sie bewundern und stilisieren. Sie grasen Bildergalerien und Paläste ab und begeistern sich vorschriftsmäßig. Bei ihnen stellt sich „die große Ekstase" nämlich bei jeder passenden Gelegenheit wohltemperiert, programmäßig und ordnungsgemäß, wie sich's gehört, zur rechten Zeit ein.

Dazwischen biedere Hochzeitsreisende, Spießer in allen Rangstufen, die den ersten Traum träumen wollen und deren Phantasie doch niemals fliegen lernt, die selbst hier in dieser Pracht und Herrlichkeit, in dieser Atmosphäre von Lust und Sinnlichkeit, von Schönheit und Wärme nur mühsam zu flattern vermag. Ein verstohlener Händedruck vor dem Riesengemälde Tintorettos: das Paradies, einer grandiosen Glorifikation des Glückes. Ein verschämtes Sich-in-die-Augen-blicken im kokett luxuriös eingerichteten Schlafzimmer einer Fürstlichkeit. Ein wehmütig dumpfes Sehnen bei den warmen Klängen der Serenade.

Pflichtenmenschen, die einmal Genußmenschen sein wollen und die selbst Jugend, selbst Liebe, selbst Mondenschein nicht verführt.

* * *

In der Galeria Internazionale warme, freundliche, tiefsinnige Bilder, schöne, vielsagende Skulpturen und in einem Saal ein Wandgemälde auf lichtem Hintergrund. Der Halt der Deportierten nach Sibirien. Ein paar Gestalten, bloß, hager, dürr, knochig und dazu abgehärmte Gesichter, in denen das Leid wohnt, in die die Verzweiflung mit unbarmherzigem Griffel tiefe Furchen gezeichnet, in deren öden Augen die Hoffnungslosigkeit wohnt. Kein Freudenfunke, keine Glücksahnung, keine törichten Wünsche mehr, sondern weite Wüstenfelder des Elends, der Schmach, des Grams liegen vor ihnen, und keine Rettung, keine Hoffnung, keine . . . Das menschliche Leid in seiner ganzen Trostlosigkeit, in seiner ganzen Tiefe, in seiner ganzen Größe liegt in diesem Bild. Nirgends ein mildversöhnender Strahl, nirgends ein Hoffnungsschimmer, sondern das Weh als letztes Ziel und Ende in seiner ganzen Furchtbarkeit, in seiner ganzen blinden Grausamkeit, durch Menschenhand, durch Menschenfürwitz verschuldet. Ein Russe ist der Maler, einer der zum Apostel ward, einer von denen, „die Aller Leid fühlen und Keines Glück".

* * *

Ein Dampfer wiegt sich unheimlich auf dem Meere. Es ist ein Sturm im Anzug. Die Wellen schäumen, das Wasser gurgelt, der kleine Dampfer schaukelt und schaukelt immer höher und höher. Dunkel ist es am Himmel, gewitterschwer. Ein fernes Wetterleuchten zwischen schwarzen Wolken, da ein Blitz und dort ein Donnerschlag, und dazwischen spielt der alte, blinde Mann die Zither, und der Junge an seiner Seite singt warm und voll:

E con la bella te-sta-ban-do-na-ta
Po sa la tra-le-len-zuo-la
O serenata vo-la
O se-re-na-ta vo-la

Am großen Strandetablissement am Lido schöne Frauen aller Länder. Groß und schlank, klein und zierlich, graziös und reizend, sanft und feurig. Die Musik spielt, die Wellen rauschen, unten junges Volk im Bade, an den kleinen Tischchen auf der Terrasse einzelne Damen, Herrengruppen, Familien und Freundespaare. Auf einmal geht eine Dame vorüber, stolz, hochaufgerichtet, die Sünde, wie sie Stuck gemalt. Die Sünde. Und aller Augen folgen ihr wie festgebannt, bewundernd, begehrlich, neiderfüllt, und tausend Wünsche heften sich an die rauschende Schleppe ihres Kleides.

Gibt es etwas Feststehendes, etwas Sicheres, etwas Ewiges, wenn unsere Gedanken, unsere Gefühle magnetisch angezogen werden, wenn sie entführt werden können, willenlos — auch wenn sie wiederkommen und in den alten Bahnen weitertrotten — es war ein Flug ins Paradies, und ringsumher ist Erdenschwere, die wir doppelt fühlen.

Unsere Seele soll Vollakkorde greifen und spielt doch höchstens in Arpeggio. Ein Erklingen da und ein Ersterben dort, der eine Ton zittert lange nach, der andere verrauscht, verstummt, kaum daß er angeschlagen.

Eine schöne Novelle Paul Heyses erzählt von einem Maler, der die Sünde schön gemalt, und die Leute, die Leute des kleinen Ortes, die ergriff das Entsetzen, die wüteten vor Empörung, die Sünde, die vielgeschmähte, entsetzliche, schreckliche Sünde — schön. Das ist unmöglich, nein, nein, das kann nicht sein, das ist ein Gedanke aus einem Teufelshirn entsprungen, die Sünde kann nicht schön sein, sie ist häßlich, mißgestaltet, furchterregend.

Und was die Leute jenes Dorfes gedacht, gesagt, das lebt als dunkles Symbol noch in unser aller Herzen. Die Sünde ist häßlich, die Sünde ist

schlecht. Und man hat sie ausgewiesen, verbannt, verfehmt, man hat den Weg zu ihr durch tausend Vorurteile verrammelt, unser Gewissen zentnerschwer beladen, und doch leuchtet aus dunkel vernichtendem Feuerschein die Sünde in lächelnd geheimnisvoller Schönheit. M. Holzer

Ibsen und Mistral

Von Dr. S. Markus

Der dem Ibsens gewaltige „Brand"-Dichtung keine unbekannte Größe mehr ist, wird sich nicht jener idyllischen Szene ihres ersten Aktes erinnern, da Ejnar und Agnes „in leichten Reisekleidern, beide erhitzt und freudestrahlend, über die Gebirgsebene daherkommen", übermütig neckische Worte einander zuwerfend und in anmutigem Fangspiel nacheinander haschend!

Gen West durchsprangen, wie Geschwister schmiegsam,
Auf braunem Teppich sie den weiten Raum.
Er war wie eine Gerte schlank und biegsam,
Sie streifte mit dem Fuß den Boden kaum.
Sie riß sich loß und lachte hell, als wieder
Sie einzufangen sein vergeblich Ziel;
So ward der Lauf ein Flug, der Scherz ein Spiel,
Und aus Gespräch und Lachen wurden Lieder:

„Agnes, mein reizender Schmetterling,
Dich will ich spielend erhaschen;
Ein dichtes Fangnetz flecht' ich mir,
Drinn sind meine Lieder die Maschen."

„Und bin ich ein Schmetterling hell und klein,
Laß schlürfend an Blüten mich hangen;
Und bist Du ein Bursch, dem ein Spiel gefällt,
So jag' mich, doch darfst mich nicht fangen."

„Agnes, mein reizender Schmetterling,
Nichts hilft Dir Dein Fliehen und Flattern;
Nun hab' ich gar fein die Maschen gewebt,
Bald wird mein Netz Dich ergattern."

„Und bin ich ein Schmetterling jung und blank,
So kann ich mein Spiel nicht zügeln;
Doch fängst Du mich ein in dein Garngespinst,
Streif mir nicht den Schmelz von den Flügeln!"